

Mein lieber Marko,
sehr verehrte Damen und Herren,

Ich muß, um deutlich zu machen, wie aus sofortiger Sympathie zu Marko Martin bei der ersten Begegnung vor mehr als 25 Jahren zunächst mein Interesse an seinem Tun, dann zunehmend Respekt und gewaltige Bewunderung erwachsen sind, mit mir anfangen.

Das ist zwar schlechter Stil, aber besser, ich gewöhne Sie gleich daran, als daß es Ihnen hinterher irgendwann auffällt.

Ich war nach 18 glücklichen Jahren im Ausland, davon 15 in Paris, soeben nach Deutschland zurückgekehrt und fremdelte, um es zurückhaltend auszudrücken, gehörig mit der hiesigen Literatenszene und ihrem Umfeld.

Während in Frankreich auf jeden Sartre ein Aron und auf jede Ernaux ein Houellebecq antwortete, schollen mir von meinen deutschen Kollegen auch zehn Jahre nach dem Ende der DDR einheitlich die Schlußsätze von Heinrich Bölls 1979 erschienenener „Fürsorglicher Belagerung“ entgegen:

„Käthe, ich muß dir etwas sagen.

Ja, und was?

Daß ein Sozialismus kommen muß, siegen muß!“

Während ich in Frankreich im TV-Studio mit dem legendären, die Menschen ebenso wie die Literatur liebenden Bernard Pivot beim Sauvignon über Proust und Albert Cohen plaudern konnte, zitterten meine deutschen Kollegen in knechtischem Haß vor der Knute des Literatur-Zuchtmeisters Reich-Ranicki, hätten aber ihre Mutter verkauft, um in seiner Sendung erwähnt zu werden.

Und die avantgardistischsten unter ihnen schrieben punkt- und kommalose Epen über die Iraker im Krieg gegen die USA, fuhren aber

erst nach deren Erscheinen mit TUI für zwei Wochen nach Hurghada, um einmal zu schauen, inwieweit die Realität des Orients denn ihren Schreibtischtaten ähnelte. Was sie nicht tat.

*

Und in dieser Situation, als ich schon erheblich am Sinn meiner Rückkehr zu zweifeln begann, lernte ich Marko Martin kennen. Wir arbeiteten damals beide für die „Literarische Welt“, um 2000 herum das Beste, was es an Literaturvermittlung im deutschsprachigen Raum gab, auch wenn viele Bekannte aus dem Betrieb das nicht wußten, denn „Springer-Presse lesen wir nicht“. Und dadurch landete ich in einem Berliner Salon, den auch Marko frequentierte und dessen Gastgeber-Ehepaar einem intelligenten frankophilen Hedonismus frönte, der vieles wettmachte, was man sonst im intellektuellen Berlin ertragen mußte.

Zunächst war Marko für mich nur eine erfrischende Ausnahme in diesem Biotop: regelmäßig auf Reisen außerhalb Deutschlands schon damals, so dass seine Anekdoten von Ländern und Begegnungen nicht von Meinungen, sondern von Kenntnissen geprägt waren. Das Gegenteil eines intellektuellen Duckmäusers, gesegnet mit einer Frechheit, die den Kaiser, dessen Kleidern die anderen huldigten, in all seiner Nacktheit erblickte. Respektvoll gegenüber jeder Manifestation von Zivilcourage, aufrechtem Gehen und Einstehen für Freiheitsrechte. Und jemand, der auch der Überzeugung anhing, daß man über alles lachen darf, es aber nicht mit jedem kann. Zugleich mit dem Reisereporter, der frischen Wind in die selbstrefentielle deutsche Szene brachte, entdeckte ich den Belletristen und Romancier, als den er sich selbst vor allem sah.

Sein erster umfangreicher Roman „Der Prinz von Berlin“ erzählte die Geschichte eines jungen libanesischen Schwulen im deutschen Exil. Thema und Durchführung waren vielleicht etwas viel der Provokation fürs juste milieu, aber auch in seiner späteren Tetralogie von Reiseerzählungen (Schlafende Hunde, Die Nacht von San Salvador, Umsteigen in Babylon und Die Unschuldigen von Ipanema) hat Marko diese internationale, lebensbejahende Homosexualität ganz selbstverständlich in seine Plots eingebunden. Mich persönlich haben diese Bettgenossen, die zugleich augenöffnende Zeit- und Sozialzeugen sind, immer ein wenig an Sherlock Holmes' Bande von „irregulars“ erinnert, die Londoner Straßenjungen, denen der Detektiv wertvollste Einblicke ins Leben und Treiben einer Klasse verdankte, der ein Meisterschnüffler des viktorianischen England ansonsten ebensowenig begegnet wäre wie ein deutscher Intellektueller einem echten Arbeiter.

Aber selbst Leute, die langsam zu verstehen begannen, welche singuläre Gestalt sich da in Marko Martin in der deutschen Intellektuellenszene herauszubilden begann, verzogen immer wieder geschmäckerlich den Mund, was seine Literatur betraf. „Wenn er sich bloß das übertrieben Schwule sparen könnte“, hörte ich immer wieder, und ich kann mir vorstellen, daß es auf der anderen Seite auch die Aktivisten der Queer-Bewegung schwer mit ihm hatten: Herr Martin, haben sie ihn bestimmt gefragt, Sie gehören doch als Schwuler hierzulande einer unterdrückten Minderheit an. Und wo ist übrigens Ihre Regenbogenfahne?

Ich habe mich immer gefragt, woher diese subliminale Ablehnung von Markos Literatur hierzulande rührt. Was mir geholfen hat, sie zu verstehen, war meine Begegnung mit dem großen französischen Schriftsteller Dominique Fernandez, den natürlich auch Marko kennt.

Ich glaube, was die Deutschen ihm nicht durchgehen lassen wollten, war die gute Laune, mit der er und seine fiktionalen oder halbfiktionalen Gestalten diese Homosexualität leben.

Meinen damaligen Artikel über Fernandez, der, nach einem ersten Leben mit Frau und drei Töchtern, vergnügt und lebensfroh mit seinem Reise- und Arbeitspartner Ferrante Ferranti durch die Welt zog, nannte ich damals „Le gai savoir“ - einmal französische Übersetzung von „Die fröhliche Wissenschaft“, zum andern heißt „gai“ auf französisch dasselbe wie „gay“ auf englisch.

Und eine ebenso fröhliche Wissenschaft praktiziert Marko im Leben mit seinem Harry und eben auch in der Fiktion. Und die ist offenbar zu fröhlich, um im strengen Deutschland als Kunst durchzugehen.

*

Aber was schon damals, vor 25 Jahren, im noch kleinen Werk des kaum Dreißigjährigen hätte auffallen können, das war seine Beschäftigung mit Melvyn J. Laskys „Monat“, die in nuce bereits all die Thematiken und ein Gutteil der Protagonisten enthält, denen sich Marko seither gewidmet hat.

„Hätte auffallen können“, sage ich, wenn nicht derselbe Typus, der die „Literarische Welt“ wegen „Springer-Presse“ ignorierte, auch diese extrem verdienstvolle Publikation ignoriert hätte, wegen „CIA“ und wegen „Kalter-Kriegs-Hetze“.

Dazu schrieb Klaus Harpprecht, Mitherausgeber des Monats: „Die Zeitschrift ‚Der Monat‘ wurde aus unvernünftig haushaltstechnischen Gründen aus den Fonds der CIA subventioniert, weil die Abgeordneten und Senatoren des amerikanischen Congresses kaum bereit gewesen wären, die Mittel für solchen Luxus zu genehmigen.“

Nach meiner Erfahrung wurde auf die Redaktion und die Mitarbeiter dieser Zeitschrift niemals der geringste Druck ausgeübt. Ich habe auch nichts von einer Einflußnahme gespürt. "

Und Lasky selbst beschrieb das redaktionelle Programm, das auch für Marko zum Ausgangspunkt seiner lebenslangen Beschäftigung mit antitotalitären Denkern, Künstlern und Kämpfern werden sollte, so: "Es ist meiner Meinung nach nicht richtig, das weltbewegende Problem unserer Tage als eine Auseinandersetzung zwischen ‚Sozialismus‘ und ‚Kapitalismus‘ zu bezeichnen. Die große Auseinandersetzung, die wir heute erleben, spielt sich zwischen einer geschlossenen Gesellschaftsform ab, in der das Individuum ein bloßes Rädchen im Getriebe des totalitären Staates ist und einer offenen, in der jeder Einzelne für seine Ideale und Vorstellungen kämpfen kann."

*

Was war es, das Marko, kaum war der dem „kommoden“ Gefängnis entronnen, in dem er hatte aufwachsen müssen als tatsächlich benachteiligter Außenseiter, diese ungeheure Welt- und Freiheitsneugierde entwickeln ließ, die ihn seither auszeichnet? Es ist ja, um es vorsichtig auszudrücken, kein typischer Post-DDR-Lebenslauf, auch wenn man naiverweise auf die Idee kommen könnte, daß viele seiner Schicksalsgenossen nun eigentlich hätten ähnlich reagieren müssen.

Vielleicht liegt eine der Antworten in Markos Familie. Über die, in ihrem fragilen Widerstand als Zeugen Jehovas, und wie der sich im privaten Alltag auswirkte, würde ich gerne einmal, lieber Marko, eine lange Erzählung von dir lesen.

Aber auch im wiedervereinigten Kultur- und Literaturbetrieb bist du, scheint mir, lange nicht richtig angekommen. Daß du seit ich dich kenne nimmermüde als Journalist arbeitest und auch arbeiten mußt, um dein Auskommen und deine innere Unabhängigkeit zu sichern, deutet darauf ebenso hin wie die vielen Verlage, bei denen du publiziert hast. Eigentlich unvorstellbar und dann wieder auch typisch für die hiesige Szene, daß keiner unserer Renommierverlage dein Potential früh erkannt und dein vielgestaltiges Werk ermöglicht, gefördert und propagiert hat.

Du hast dich anderswo schadlos gehalten.

Man sieht es an den Gästen bei deinen Lesungen und Auftritten. Dort stehen dann Leute bei dir, die man bei den gängigen Plappermäulchen-Veranstaltungen deutscher „Kulturschaffender“ nicht sehen würde. Ein Hans-Christoph Buch ist dann anwesend, als sie noch lebten ein Ralph Giordano oder ein Edgar Hilsenrath, kürzlich hat es sich der greise Rainer Kunze nicht nehmen lassen, die Reise nach Oelsnitz anzutreten, um bei der Verleihung des nach ihm benannten Preises an dich dabeizusein.

Und man hat in solchen Momenten den Eindruck, daß auch die großen Toten deines persönlichen Pantheons dir die Ehre geben und als Schatten mit dabei sind um zu sehen, wie ihr Erbe hochgehalten wird: Da sitzen dann in der ersten Reihe unsichtbar Jürgen Fuchs, André Glucksmann, Manès Sperber und Judith Shklar und hören zu, wenn du wieder und wieder von der Verhinderung von Grausamkeit, der Absage an die Mutlosigkeit, von der notwendigen Konfrontation mit der Wahrheit und dem Gewappnetseinmüssen gegen die Aggressoren sprichst.

Und vielleicht lehnt irgendwo an der Wand auch der Schatten von Johannes Groß und flüstert in den Raum: „Pazifismus heißt meistens:

Ich habe nichts, für das sich zu kämpfen lohnt, und mag's nicht leiden, dass anderen anders zumute ist.“

*

Was ich vielleicht am meisten Marko bewundere, das ist eine Eigenschaft, die eigentlich die allererste, banalste eines Schriftstellers sein sollte, und doch in dieser Berufsgruppe so rar ist, in der Überzeugungen verblüffend selten mit der Realität abgeglichen werden. Es ist die Neugierde. Wenn man liest, wen der junge Mann, kaum daß er frei reisen konnte, alles aufgesucht und kennengelernt hat, nicht nur die Obengenannten, sondern auch beispielsweise Czeslaw Milosz, Tomas Venclova, Francois Fejtö oder Vaclav Havel, also die Internationale der Dissidenten, dann wird man sprachlos. Der neugierige lernbegierige junge Mann, der kommt und fragt. Jeder könnte das, keiner tut es.

Aber Neugier allein reicht noch nicht.

Auch ich stand 1979 im 14. Pariser Arrondissement vor der Wohnungstür Manès Sperbers. Aber nach wenigen Worten floh ich beschämt. Ich wußte nicht, was ich ihn fragen sollte. Ich hatte ihn nicht gelesen, nur von seinem Renommée gehört. Ich hatte meine Hausaufgaben nicht gemacht. Ich nahm es nicht ernst. Marko Martin nimmt es ernst. Und die Lese- und Studienarbeit, die es bedeutet, etwas ernstzunehmen, die sieht keiner, aber die muß neben Reisen und Arbeiten und Leben auch geleistet werden.

*

Es fehlt hier der Raum, um auf alle die Bücher einzugehen, aus denen Markos Werk mittlerweile besteht, alle die Schauplätze und Konfliktlinien zu erwähnen, mit denen er sich beschäftigt.

Mittelamerika, Hongkong, Südafrika neben den Hauptsträngen Deutschland, Mitteleuropa und Israel - ich kann nur empfehlen, sich selbst in die Lektüre zu stürzen, gerade zu den Themen, für die man glaubt, sich nicht auch noch interessieren zu können.

Aber auf ein Werk, Markos Hauptwerk, wie ich meine, muß ich doch kurz eingehen.

In den letzten Jahren hat Marko, vor allem in seinen essayistischen Texten eine Form entwickelt und zu einem wiedererkennbaren Stil herausgebildet, die ich panoramatisch oder mehrdimensional nennen will. In jedem Satz, der einen Sachverhalt oder ein Gespräch beschreibt, werden zugleich Abwesende und ihre Erfahrungen erinnert, ja, sie mischen sich in die Unterhaltung und Reflexion, widersprechen und geben zu bedenken. Gedanken geben zu Assoziationen Anlaß, Meinungen werden im Spiegel fremder Kontexte relativiert, so daß jeder Absatz nicht nur Diskussion unter Lebenden, sondern zugleich auch Totengespräch ist, ein dialektisches Pingpongspiel im launigen Ton eines Wiener Kaffeehausgespräches von vor 1933.

Oder vielleicht eben besser eines Tel Aviver Kaffeehausgespräches von heute, denn ich könnte mir durchaus vorstellen, daß diese Form, seine Gedanken, Erinnerungen und Texte aufzubauen und zu strukturieren, sich dort, in Markos erklärter zweiter Heimat entwickelt hat, wo bei den Lebenden unter dem Damoklesschwert der Endlichkeit abgeklärte Heiterkeit herrscht, und wo die Toten ganz selbstverständlich mit am Tisch sitzen und sich in die Unterhaltung einschalten.

Und das Buch, in dem dieser Stil sich endgültig entfaltet hat, ist natürlich „Dissidentisches Denken“.

Es ist ein Glück, daß dieses Buch in der wunderbaren „Anderen Bibliothek“ erschienen ist, so ist die handwerkliche Qualität der inhaltlichen einmal würdig. Auch wenn man sich gerade dieses Werk in einer preisgünstigen deutschen „Everyman’s Library“ wünschen würde, wenn es dergleichen gäbe.

Wie Alice durch die Spiegel führt Marko uns in ein real existierendes Paralleluniversum des Widerstands gegen die Vernichtung der Menschenwürde, wie linke und rechte Ideologien, Religionen, totalitäre Regime und Verfechter des „greater good“ sie weltweit und ungebrochen praktizieren. Und selbst wer die Namen und das Werk einzelner Protagonisten kennt, hat sie doch vermutlich noch nie als die vernetzte Internationale hartnäckiger Freiheitskämpfer wahrgenommen, die sie sind. Es ist eine andere intellektuelle Geschichte des 20. Jahrhunderts als der gängige Kanon sie uns vorgibt, und man folgt ihren Spuren fasziniert, bereichert und auch ein wenig beschämt. Und last not least ist es die von Marko beschworene unprätentiöse Freundlichkeit der Porträtierten, die dieses epochale Werk auch zu einem Herzerwärmenden macht.

*

Ja, und nun bist du auch noch berühmt geworden, indem du dem Mieter von Schloss Bellevue, dem alten SPD-Parteisoldaten Steinmeier, die Lebenslügen der deutschen Ostpolitik um die Ohren geschlagen hast und die zeitlose Verachtung für unsere tatsächlichen Nachbarn, die Polen, die zu allem Überfluß auch noch, zum Schweigen verdammt, mit dabeisaßen. Ich kann mir denken, wie du

dich ihnen gegenüber hast freundschaften müssen, nicht zum ersten Mal wahrscheinlich, denn ich erinnere mich, wie du schon vor mehreren Jahren einmal aus dem Publikum heraus Wolfgang Thierse mit seinem „Unser Nachbar Rußland“ konfrontiert hast.

Aber du weißt, daß es sich um diese gefährliche Medienberühmtheit handelt, auf deren Konvertierbarkeit jenseits politischer Konjunktur man sich nicht verlassen kann.

Der Tag ist vermutlich nicht fern, wo die eine Hälfte derer, die dir applaudiert haben, weil du es „denen da oben“ so richtig gezeigt hast, dich zu korrumpieren versuchen wird, indem sie dich zum Akademiemitglied und Staatsmandarin küren, die andere Hälfte sich einer Hetzmeute anschließen wird, die dich als „Kriegstreiber“ und „Judenfreund“ denunziert.

*

Gäbe es in Deutschland einen Preis, der für Völkerverständigung in dem, was tatsächlich Mitteleuropa ist, verliehen wird, er gebührte dir. Gäbe es einen Preis, der die Politiker-Floskeln von unserer besonderen Verantwortung für die europäischen und deutschen Juden und den Staat Israel ernstnimmt und den Kampf gegen Hetzmeuten aller Couleur würdigt, er gebührte dir. Und würde der Preis, den der deutsche Buchhandel jedes Jahr zum Ende der Frankfurter Messe verleiht, nicht „Friedens“, sondern Freiheitspreis heißen, dann säße ich gerne mit dabei in der Paulskirche, um dir zu applaudieren. Bis es soweit ist, freuen wir uns mit dir über den Ovid-Preis, der dir heute verliehen wird, aber vergessen nicht, daß du ab morgen wieder Sisyphos sein wirst und deine Felsen den Berg hinauf rollen mußt.

Deine Felsen, deren schwerster und kantigster der Antisemitismus ist, der heute weltweit so populär ist wie seit 1945 nicht mehr. Er gibt sich viele neue und schicke Namen, aber er bleibt doch, was er immer war, der tödliche Haß auf den Juden als den im Sinne von Hans Mayer exemplarischen Außenseiter des Menschengeschlechts. Du wirst ihn vor dir her stemmen, diesen bitteren Fels, auch wenn ein alter Pessimist wie ich unkt, daß die zweite Vertreibung der Juden längst begonnen habe. Du wirst ihn vermutlich bis an dein Lebensende immer wieder den Berg hinunterrollen sehen, aber du wirst es dich nicht verdrießen lassen. Denn wie wir alle wissen: Wir haben uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorzustellen.